

HERDER-KORRESPONDENZ

Elftes Heft — 19. Jahrgang — August 1965

Jesus hat durch seine Menschwerdung wie durch sein neues Gebot die Liebe zum Menschen und die Liebe zu Gott untrennbar miteinander verbunden. Jesus hat alles außer dem Menschen entsakralisiert. Das Evangelium ist gewalttätig. Es hat zu seiner Zeit viel Staub aufgewirbelt. Wir haben es dann mit der Decke des Sakralen wieder zugedeckt, damit es darunter schön ruhig bleibe... Jesus hat ja die ihm zustehende Menge an Weihrauch, und der Mensch liegt neuerlich wieder im Straßengraben.

Louis Evelyn

Die Gläubigen mögen sich angewöhnen, die Heilige Schrift im Geist der Kirche häufig zu lesen und zu betrachten. Allgemeine Gebetsmeinung für September 1965

1. Für den Monat der Eröffnung der Vierten Konzilsperiode empfangen wir eine Gebetsmeinung voller Verheißung. Sie ist ein starker Weckruf in der Folge der Gebetsaufträge dieses Jahres, die vorwiegend der Verwirklichung der Beschlüsse des Zweiten Vatikanischen Konzils gelten, damit die Erneuerung der Kirche das Leben

der Gläubigen ergreift. Diesmal nennt das Gebetsanliegen des Heiligen Vaters ein wesentliches Fundament der Arbeit des Konzils: die Erschließung des authentischen Sinnes der Heiligen Schrift. Es geht um die persönliche Erfahrung des lebendigen Wortes Gottes und die Begegnung mit dem Urbild Jesu Christi, das Papst Johannes XXIII. so sehr inspirierte und auch seinen Nachfolger sehr bewegt. Die Gläubigen, weithin die Ziele der einsetzenden Kirchenreform nicht ganz erfassend, sollen ihr geistliches Leben mehr aus der Heiligen Schrift nähren. Dafür wirkt die Konstitution über die heilige Liturgie mit ihren Durchführungsdekreten, davon zeugt die Konstitution über die Kirche und besonders drängend das Dekret über den Ökumenismus. Auch wird das noch nicht verabschiedete Schema über die Offenbarung, das im sechsten Kapitel die Heilige Schrift im Leben der Gläubigen behandelt mit Weisungen an die Exegeten wie Ermahnungen an die Gläubigen zum häufigen Lesen der Bibel, der Gebetsmeinung den Inhalt geben (vgl. Herder-Korrespondenz ds. Jhg., S. 133 f.). Die Heilige Schrift ist auf dem Wege, im Leben der Kirche wieder eine beherrschende Stellung zu erlangen.

Die Gebetsmeinung redet von der Heiligen Schrift, nicht von der Tradition, deren frühes Werk sie ist. Für die betende Erfassung dieses Anliegens ist es gut, daß einmal der übliche Vorbehalt pastoraler Vorsicht: „aber auch die Tradition“ unterbleibt, obwohl die Bedeutung der Tradition sicher nicht verleugnet werden soll. Es ist jedoch in dieser Sache unter Berufung auf die Tradition — eigentlich die „Traditionen“ — der Kirche lange Zeit so viel gebremst worden, daß die Gläubigen nicht dazu kamen, sich an den Umgang mit der Heiligen Schrift zu gewöhnen. Eine solche Gewöhnung galt und gilt vielfach heute

noch als gefährliche protestantische Eigenart. Jetzt aber ist es nötig, daß die Gläubigen den Anschluß an die Reform in der Kirche finden, ehe die neuen Lektionare die Texte der Heiligen Schrift in größerer Fülle ausbreiten.

Ganz besonders nötig ist der Anschluß an die biblische und heilsgeschichtliche Reform, weil ihre ökumenischen Auswirkungen schon hie und da eine intensivere Begegnung mit den vom Apostolischen Stuhl getrennten kirchlichen Gemeinschaften auf Gemeindeebene hervorgerufen haben oder mit Erlaubnis der kirchlichen Autorität protestantische Bibelübersetzungen benutzt werden. Die „getrennten Brüder“, die einen lebendigen Glauben bewahrt haben, nähren ihn aus der Schrift. Sie sind stark im Gebrauch der Bibel und können überzeugend aus ihr schöpfen. Es wird lange brauchen, bis der einfache Katholik es ihnen nachtun kann. Die Aufgabe stellt hohe Anforderungen an seine Glaubensklarheit, die mehr von dogmatischen Prinzipien und Merksätzen oder von oft zusammenhanglos erlernten Bibelstellen zehrt. Der Mitvollzug der Konstitution über die Kirche wie der neuen Liturgie, etwa die angeregten biblischen Homilien, soweit der überlastete Klerus sie schon leisten kann, und erst recht das Ökumenismusdekret sowie das neue, grundlegende Schema über die Offenbarung fordern gebieterisch, das häufige Lesen und Betrachten der Heiligen Schrift zur Gewohnheit zu machen. Diese Forderung ist nicht leicht.

2. Sie ist nicht leicht für die Jugend, obwohl sie gern bei allen guten Dingen mitmacht, und sie ist schwer für die Älteren, die sich nicht ohne weiteres umgewöhnen können. Beide, die Jungen wie die Älteren, bedürfen hier einer Anleitung, und wie die Dinge in der Wirklichkeit nun einmal liegen, ist für das Einüben im Umgang mit der Heiligen Schrift in der Schule wenig, im Sonntagsgottesdienst manchmal zu wenig Zeit, wenn dort die vielen Anliegen der Kirche, des Bischofs, der Verbände und der Pfarrei zur Sprache kommen müssen. Es bleibt oft nur der gute Wille der Gläubigen, sich außerhalb der Normalzeit „kirchlicher Pflichten“ für die Stimme Gottes in der Heiligen Schrift frei zu machen, aber sie werden nicht immer einen Klerus finden, dem seine Beanspruchung in der Pastoral genügend Zeit zur Anleitung läßt oder der sich bei einer begrenzten biblischen Vorbildung

der Aufgabe gewachsen fühlt. Oftmals wird die Selbsthilfe in Föhlung mit dem Pfarr- oder Ordensklerus der einzig gangbare Weg sein. Um so stärker müssen die Gläubigen die Bibel zu ihrem eigenen Anliegen machen, zumal von seiten katholischer Verlage Ausreichendes geschieht, um ihnen gute, handliche Bibelausgaben sowie Einführungsliteratur und Kommentare zugänglich zu machen.

Aber leider machen weder der Klerus noch die Laien von dem reichen Angebot genügenden Gebrauch. Es scheint fast, man käme hier nur weiter, wenn die Übung im Bibellesen zu den gebotenen kirchlichen Pflichten gehörte; dann verlöre sie aber ihren eigentlichen Sinn. Wenn irgendwo, so ist gerade zum Lesen der Heiligen Schrift eine freudige Initiative der Gläubigen unerlässlich. Man kann sie nur aufmuntern und dafür beten. Leider finden die Bücher hervorragender Exegeten, die auch für den Gebrauch der Laien geschrieben wurden, und die vielseitige publizistische Arbeit des „Katholischen Bibelwerkes“ in Stuttgart nicht den Zuspruch, den sie verdienen. Die Auflagen bleiben klein, die Nachfrage ist lahm. Daran ändert nichts, daß die Bibel oder das Neue Testament als Bestseller geführt werden. Es bleibt beklagenswerte Tatsache, daß unter den Konsumgütern des Menschen der „Zivilisation der Mittel“ (wie ein bekannter Soziologe sie genannt hat) das wichtigste Nachrichtenmittel für den Verkehr mit Gott nicht sehr verlangt wird. Es ist bei katholischen Gläubigen zudem mit dem Odium behaftet, daß die Bibel „schwierig zu verstehen“ ist und man sich dabei verlaufen kann. Schließlich, so meint man, ist sie unmodern.

3. Es wäre ungerecht, die Gläubigen allein für diese Haltung verantwortlich zu machen. Sie sind es eben anders gewöhnt. Die Heilige Schrift ist im wirklichen Vollzug des kirchlichen Lebens immer noch zu isoliert. Die „Traditionen“ — bekanntlich schwer zu verändern, besonders in der Kirche — sind der Gewöhnung an ein häufiges Lesen und Betrachten der Heiligen Schrift nicht eben günstig. Und nicht nur die „Traditionen“, das heißt u. a. der Kirchengesang, die Gebets- und Andachtsbücher, auch die Beichtspiegel, die immer noch weit hinter den guten biblischen Ansätzen des neuen Katechismus zurückbleiben. Noch wirksamer widersteht das sogenannte moderne Denken der biblischen Welt, wie sie gewöhnlich verstanden und dargeboten wird. Neulich veröffentlichte eine deutsche Tageszeitung Vergleichsziffern aus verschiedenen Städten der Bundesrepublik über den starken Besuch des schwedischen Films „Das Schweigen“ zu dem kaum nennenswerten Besuch des prämierten Pasolini-Films „Das Erste Evangelium nach Matthäus“. Danach lauten die Zahlen z. B. in Frankfurt am Main 176 000 zu 1700, in Karlsruhe 71 000 zu 1300. In allen befragten Städten zusammen wurde „Das Schweigen“ von 411 500 Menschen besucht, der Bibelfilm nur von 11 600, also kaum drei Prozent. Selbst wenn man den berechtigten Zweifel gelten läßt, ob ein Evangelium überhaupt sinnvoll verfilmt werden kann und der vorliegende Film zur Heranführung an das biblische Geschehen als geeignet erscheint, und man diejenigen Christen abzieht, die deshalb nicht in den Film gegangen sind, bleiben die Zahlen eindrucksvoll genug. Die Bibel ist im Grunde nicht sehr gefragt, obwohl sie von demselben Menschen oft so realistisch handelt wie jene Experimentalfilme. Man sollte diesen Tatbestand erkennen und Folgerungen daraus ziehen. Sie können keineswegs lauten: Also verzichten wir auf die

Bibel und überlassen sie dem Massenkonsum popularisierender Schriftsteller, die mit Erfolg beweisen, daß sie doch recht habe (als historisches Dokument wohlgernekt). Es steht nirgendwo geschrieben, daß die Heilige Schrift ein Massenartikel sein müsse, eher das Gegenteil!

Wer für ein häufiges Lesen und Betrachten der Heiligen Schrift durch die Gläubigen eintritt, wird sich aber darüber klar sein, welche Wege zu diesem Ziel weniger zweckmäßig oder gar nachteilig sind. Es ist weithin bekannt, daß die moderne Bibelexegese mit ihrer mehr oder weniger gelungenen „Entmythologisierung“ der Texte die Gemeinden aufregt. Das wird besonders aus evangelischen Kirchen berichtet. Aber wäre das biblische Interesse bei katholischen Gläubigen annähernd so lebendig und vital für den Glauben wie bei Evangelischen, so müßte man mit noch ernsteren Rückwirkungen bei uns rechnen, falls manche Hypothesen oder Konsequenzen der formgeschichtlichen Methode unter die Leute kämen, und dafür wird schon einiges getan. So wertvoll das für Theologen sein mag, so erfreulich das Gleichziehen der katholischen mit evangelischen Exegeten in vielem ist, so hilfreich auch die neue Instruktion der Päpstlichen Bibelkommission von 1964 wie ihre Kommentierung durch Kardinal Augustin Bea über „Die Geschichtlichkeit der synoptischen Evangelien“ sind (vgl. Herder-Korrespondenz 18. Jhg., S. 587 ff.), so sollte man doch menschlich genug sein, um zu verstehen, daß manche Literatur (der Exegeten) viele Priester und erst recht Laien erschreckt, so daß Glaubensanfechtungen auftreten. Wenn das Verstehen der Bibel derart schwierig ist, wie es die Gelehrten zeigen, und kaum über irgendeine Frage Gewißheit besteht, kann man es dann den Gläubigen zumuten, sich sozusagen gewohnheitsmäßig auf ein Glatteis zu begeben? Auch werden manche Seelsorger nicht bereit sein, unter diesen Umständen das Studium der Heiligen Schrift zu fördern, weil es nach ihrer Meinung in der Praxis eher verwirrt als erbaut. Diese Sorge kennt auch das erwähnte Offenbarungsschema. Es ermuntert aber auch Exegeten und Gläubige zur Zuversicht in die modernen Interpretationsmethoden, die der Vertiefung der biblischen Wahrheit dienen.

4. In dieser problematischen Situation bedarf ein gutes Wort der Gebetsmeinung, das prinzipiell nicht angetastet werden darf, einer vertiefenden Reflexion: „im Geist der Kirche“. Für Laien wie für viele Priester ist dieser „Geist der Kirche“ in der Auslegung der Heiligen Schrift nicht mehr so klar und eindeutig, er ist eher widersprüchlich und zweideutig. Es könnte mit der Aufforderung zum häufigeren Lesen der Bibel ähnlich ergehen wie mit der Diskussion um die (sicher reformbedürftige) Ehemoral der Kirche: Sie wird zu einer Frage des kirchlichen Lehramtes. In den Augen mancher Laien und Priester ist die Glaubwürdigkeit des Lehramtes bedroht, da diese Menschen zum schlichten Glauben, aber nicht zur Auseinandersetzung mit Glaubenswahrheiten erzogen wurden.

Die Gläubigen werden sich daher nicht abfinden, wenn eine Experimentalexegese der Fachleute ihnen hypothetische Ergebnisse beschert, die nicht als „Frucht des Geistes“ für den Dienst des Lebens dienen oder gar das Urbild Christi verdunkeln bzw. was mancher Gläubige darunter versteht. Sie werden sich aber noch weniger damit abfinden, daß man sie dann eben an altmodische Erbauungsbücher verweist aus einer Zeit, die derartige Probleme nicht kannte. Es ist nötig, daß der „Geist der Kirche“ auch in den großen exegetischen Fragen ein-

deutig und einleuchtend erscheint und nicht vom Geist der Spezialisten überwältigt wird. Niemand wird den Verdacht hegen, es würde hier einem Traditionalismus gehuldigt, der die Probleme abschaffen oder unter Verschuß halten möchte. Es muß aber einmal nachdrücklich zum Gebet gerufen werden, daß unsere Väter und Hirten, die vor allem die Kirche repräsentieren, durch vorbildliche Homilien und Schrifterklärungen den „Geist der Kirche“ klar, lebensvoll und hilfreich für jedermann bezeugen, vor allem für die „Armen, die Gefangenen, die Blinden und die Kranken“ (und wer gehörte nicht irgendetwas zu ihnen), denen das Evangelium in erster Linie zukommt (Luk. 4, 18). Wie die Dinge heute liegen, sollte glühend für dieses Anliegen gebetet werden.

Für eine brüderliche und fruchtbare Zusammenarbeit zwischen dem örtlichen Klerus und den ausländischen Missionaren. Missionsgebetsmeinung für September 1965

Der Aufbau einheimischer Kirchen mit eigener Hierarchie, in denen unter einem meist schon dem Lande selbst entstammten Bischof ausländische Missionare neben einem an Zahl wachsenden örtlichen Klerus tätig sind, hat zu mannigfaltigen Problemen der Zusammenarbeit geführt, die gewiß nicht dramatisiert werden dürfen, aber auch

nicht als belanglos abgetan werden können. Unter allgemeinen Gesichtspunkten werden diese Schwierigkeiten seit langem in der Missionsliteratur behandelt, während konkrete Konflikte in den einzelnen Diözesen naturgemäß nicht vor der großen Öffentlichkeit ausgebreitet werden. Die Verschiedenartigkeit der örtlichen Situationen und der unterschiedliche Reifezustand der jungen Kirchen in dem weitgespannten Missionsgebiet der Weltkirche bringen es mit sich, daß die Schwierigkeiten, die einer brüderlichen und fruchtbaren Zusammenarbeit der Missionare und des örtlichen Klerus entgegenstehen, der Art nach durchaus nicht überall gleich sind, aber doch gemeinsame Grundzüge zeigen; und um Verallgemeinerungen vorzubeugen, muß darauf hingewiesen werden, daß es Missionsdiözesen gibt, deren Klerus dank tieferer Einsicht in die Erfordernisse der Stunde und einer überlegenen Führung, oft auch infolge nicht ausgeprägter örtlicher Rassengegensätze, von solchen Schwierigkeiten überhaupt nichts weiß.

Johannes XXIII. hatte in seiner Enzyklika *Princeps pastorum* vom 28. November 1959 (vgl. Herder-Korrespondenz 14. Jhg., S. 172) unser Problem berührt, ohne auf Einzelheiten einzugehen. Dem einheimischen Klerus führte er vor Augen, daß er der Hilfe der auswärtigen Missionare nach wie vor bedürfe und daß diese Missionare in katholischer Sicht nicht als „Fremde“ zu betrachten seien, da nach einem Worte Pius' XII. „jeder katholische Priester, der wirklich seinen Beruf erfüllt, sich als Sohn jenes Landes fühlen wird, in dem er dafür arbeitet, daß das Reich Gottes blüht und wächst“. Darum sollten alle in den einheimischen Kirchen tätigen Priester in aufrichtiger, brüderlicher Liebe einträchtig zusammenarbeiten, in einer Liebe, die die Liebe Christi widerspiegelt. Sie sollten „ein Herz und eine Seele“ (Apg. 4, 32) sein, jeder dem anderen dankbar für die geleistete Hilfe, so daß alle an ihrem Handeln erkennen, daß sie die Jünger dessen seien, der die gegenseitige dienende und helfende Liebe als sein besonderes „neues“ Gebot den Seinen gegeben habe.

Es ist hier das Ideal der Zusammenarbeit gezeichnet, dem

die ausländischen Missionare und die örtlichen Priester der selbständig gewordenen Missionskirchen auf Grund ihrer gemeinsamen priesterlichen Berufung nachstreben müssen. Wenn dies Ideal nicht vollständig erreicht wird, so liegt das zum Teil in der Verschiedenheit der Charaktere, Anlagen, Neigungen, Vorbildung, aber auch in der unterschiedlichen geistlichen Begnadigung der Missionspriester begründet, zum Teil in der Größe und Neuheit vieler Probleme, vor die sich die Mission heute gestellt sieht. Fertige Lösungen haben hier weder die ausländischen Missionare noch die einheimischen Priester. Was not tut, ist, daß man sich über die Grundsätze klar ist und danach gemeinsam zu handeln gewillt ist. Meinungsverschiedenheiten über die anzuwendenden Evangelisationsmethoden können den Fortschritt des Missionswerkes lähmen und die Missionschristen verwirren, wenn die einzelnen Priester nicht bereit sind, unter Umständen auch persönliche Ansichten im Interesse des Ganzen zurückzustellen und die letzten Entscheidungen dem Bischof zu überlassen, mag dieser noch Ausländer oder bereits Einheimischer sein.

Bei der Zusammenarbeit gibt es natürlich auch Schwierigkeiten, die in menschlicher Unzulänglichkeit begründet sind. Obwohl ausländische wie einheimische Missionare in gleicher Weise als Christen und Priester nach der Vollkommenheit zu streben verpflichtet sind, sind sie keine perfekten Heiligen. Es darf hier das nüchterne Wort zitiert werden, das der niederländische Missionswissenschaftler Edouard Loffeld nach einer siebenmonatigen Studienreise durch Mittelfrika, die ihn mit mehr als tausend westlichen und afrikanischen Priestern in Berührung brachte, in „Het Missiewerk“ (Nr. 2, 1958) schrieb: „Wir müssen mit der Romanze Schluß machen, der Chateaubriand zur Mode verhalf und die hier Helden darstellt, die nicht allein ihrer Familie, ihrer kulturellen, kirchlichen und nationalen Umwelt Lebewohl sagen, sondern dann auch weiterhin ein ideales Leben höchster Selbstopferung und Selbstverleugnung führen, die ferner genau wissen, was sie erreichen wollen, und in enger Zusammenarbeit und in Team-Geist danach streben. Das alles ist eine Mythe . . .“

Wege zu echter Zusammenarbeit

Solange der einheimische Klerus innerhalb der Missionsgebiete noch in untergeordneten Stellungen tätig war, war das Problem der Zusammenarbeit im wesentlichen ein Problem der ausländischen Missionare. Seitdem aber der landeseigene Klerus immer mehr in die Mitverantwortung für den Aufbau selbständig gewordener Missionskirchen einrückt und einheimische Bischöfe in stets wachsender Zahl deren Leitung übernehmen, ist dieses Problem um einige wichtige Akzente bereichert worden. Es ist klar, daß sich nun die Entscheidungen über den einschlagenden Kurs immer mehr auf das einheimische Element verlagern. Zwar haben die ausländischen Missionare die größere Erfahrung und die Verbindung mit den großen Seelsorgs- und Missionstraditionen der Kirche, aber in der Kenntnis des zu missionierenden Volkes und seiner Kultur stehen sie den einheimischen Priestern nach. Das einheimische Element hat also den Vortritt bei der Lösung aller Fragen, die die Verleiblichung der Kirche im örtlichen Kulturboden betreffen. Müssen die ausländischen Missionare also hier der Entwicklung zur einheimischen Volkskirche die Freiheit geben und oft sogar ihr eigenes, von den Anschauungen der einheimischen Bi-